

Verkehrsunfall im Jemen

Der Staub auf den runden Scheiben des Militärhubschraubers taucht die jemenitische Landschaft in ein trübes Licht, er dämpft das satte Grün der bewässerten und ummauerten Felder, verstärkt die Gelbtöne der Wüste und verwischt die ohnehin weichen Konturen der hochragenden Bauernhäuser aus gestampftem Lehm, die jeden, der sie einmal gesehen hat, auf dem ersten Blick in Entzücken über soviel mit einfachsten Mitteln geschaffene Schönheit und Harmonie von Baukunst und Landschaft versetzen. Der zweite Blick wägt genauer ab, er sieht den Zivilisationsmüll, die Armut, den Konflikt zwischen der gewachsenen Kultur Südarabiens und den Neuerungen aus Europa: Zement, Dieselpumpe, Pickup, Kalaschnikow. Wir fliegen von Sa'dah im Nordjemen zur Hauptstadt Sana'a. Der grösste Teil des Landes sind Geröll, Fels und Sand; nur um die weit vertreten Siedlungen konzentriert sich das Grün. In der Provinz Sa'dah dominiert die künstliche Bewässerung; weiter im Süden ersetzen Wohnburgen oder Wehrdörfer aus Bruchsteinen zwischen Terrassenfeldern die Lehmbauten. Hier sammeln die Bauern den kargen Regen in Zisternen oder leiten das von den Felshängen ablaufende Wasser auf sorgsam in die Falten der Gebirge komponierte Stufen, von denen jede soviel wie möglich von der kostbaren Flüssigkeit zurückhält.

Der Lärm im Hubschrauber macht jedes Gespräch unmöglich. Über den Pritschen, auf denen wir sitzen, russische Inschriften. Ein Geschenk der Sowjetunion an den einst sozialistischen Südjemen. Damals, in den siebziger Jahren, pumpten die sozialistischen Länder zweifelhafte Gaben in das arme Land - für sie veraltetes Material. Kalaschnikows aus DDR-Produktion werden dem Reisenden von Beduinenkriegern gelegentlich stolz gezeigt, um die deutsch-jemenitische Freundschaft sinnfällig zu machen. Unermüdlich gewartet, repariert, durch einen Zusatztank, für lange Strecken gerüstet, tut der Frachthubschrauber seit 1961 seinen Dienst. Heute transportiert er vier lädierte deutsche Touristen und ihren schwerverletzten jemenitischen Fahrer vom Hospital in Sa'dah, wo ihre Verletzungen erstversorgt wurden, in die Hauptstadt Sana'a.

Gegenwärtig verwandelt sich die trivialisierte, millionenfach multiziplizierte Lust der Touristen in Angst. Terror trifft, seit Flughäfen und Regierungsgebäude vorzüglich bewacht sind, vor allem die Masse der schutzlosen Fremden, er greift nach Discotheken, Teatern, Kreuzfahrtschiffen. Das Kalkül einer reaktionären Politik und die sadomasochistische Kraft gekränkter Ideale wirken hier zusammen. Dem auf den Selbstbeweis seiner Frömmigkeit versessenen Fanatiker sind alle Menschen ein Ärgernis, die ihr Leben geniessen und in dieser Lust unempfänglich sind für seine Predigt. So rächt er sich an ihnen und triumphiert, wenn er sie in ihrem Genuss stören kann.

Bei allem Abscheu vor dem Terror der (Pseudo)Frommen gelingt es ihnen oft genug, die erschreckten und verängstigten Massen zu einem Teil ihres düsteren Katechismus zu bekehren: Es ist besser, sich zu quälen, schwarz zu sehen, stets das Ärgste zu erwarten, als sich den Möglichkeiten der Lust hinzugeben, so gut es eben geht.

Als ich in den Jemen reiste, musste ich die Angst vor dem islamischen Terrorismus niederkämpfen. Was ich fand, war überwältigende Hilfsbereitschaft angesichts eines banalen Risikos der Zivilisation: dem Verkehrsunfall.

Mohammed Abdullah

Für den Reisenden im Jemen ist der arabische Fahrer Vater und Mutter. Die Kunst der Auswahl dieser Fahrer ist die Kunst, ein Reiseunternehmen zum Erfolg zu führen. Auf drei Reisen durch den Jemen habe ich fünf Fahrer kennengelernt. Eigentlich habe ich auch jeden von ihnen lieb gewonnen, jeden auf eine andere Weise: Den würdevollen, frommen und weisen Achmed Chami, der in Aden, wo er sein Englisch in der Armee des damals noch britisch regierten Süden erlernt hatte, ein Fischrestaurant für uns fand, für jeden ein riesiger Barsch auf Zeitungspapier, im Gasgrill köstlich auf den Punkt gegart. Den nach einer Gesichtsverletzung recht räubermissig blickenden Beduinen Said aus Marib, der mich durch die Wüste fuhr und mit dem ich mich in der Zeichensprache über die Zahl unserer Kinder und die fotografisch interessanten Aspekte der Landschaft unterhielt. Saleh, schmal und zäh, der den schweren Landcruiser wie eine Feder bewegte und keine der tückischen Schwellen übersah, mit denen die Beduinen Geschwindigkeitsbeschränkungen verordnen. Er hatte zwei Frauen, die sich ständig stritten. Achmed Selim, ein bildschöner, schlanker junger Mann, der sehr unter seiner Scheidung von Frau und Kind litt und schwor, er würde uns mit Einsatz seines Lebens beschützen. Am Nachmittag hätte ich es freilich lieber nicht darauf ankommen lassen, denn da sass er einmal wieder mit dicker Kath-Backe friedlich bei den anderen Jemeniten und liess uns, weil wir nicht mitmachen wollten, alleine spazieren gehen - mitten in eine Schiesserei zwischen zwei Dörfern. Aber das ist eine andere Geschichte, und der Ausgang erwies sich als harmlos.

Und jetzt Mohammed Abdullah. Er holte uns am Flughafen ab und hatte gleich ein Problem zu lösen. Unsere vielgereisten, orientbegeisterten Freunde U. und R., denen die jemenitische Botschaft in Berlin ein Visum erteilt hatte, bekamen ihre Pässe nach der Kontrolle nicht zurück. Der Ankunftssaal leerte sich, das Gepäck war da, die Pässe blieben verweigert, obwohl U., die sprachenkundigste von uns, den Beamten in allen ihr zugänglichen Zungen um sie bat und - wenn es schon keine Pässe geben sollte - doch wenigstens um eine Begründung für die Verweigerung unseres Eigentums ersuchte.

Schliesslich forderte mich ein Grenzbeamter auf, den Fahrer herbeizuholen.

Ich erkannte ihn in der Menge vor der Zollschranke am Schild des Reisebüros. Er war ein kräftiger Mann in europäischer Kleidung mit sorgfältig gebügelter Hose. Ich winkte ihn heran und erklärte ihm die Sache. Er begann, mit der Grenzpolizei zu diskutieren und setzte nach einigem Hin und Her durch, dass unsere Freunde ihre Pässe und endlich auch die Erklärung dazu erhielten. Sie waren vor einem Jahr in den Iran gereist. Der Sichtvermerk stand in ihren Pässen. Der Iran grenzt an Afghanistan. Es gab eine Vorschrift. Es sollte verhindert werden, dass sich verkappte Taliban in den Jemen einschlichen. So musste für jeden, der ein persisches Visum hatte, ein Jemenit bürgen.

Ich wusste von Mohammed Abdullah, dass er als Polizist arbeitete und sich als Fahrer etwas hinzuverdiente. Sein Englisch war viel schlechter als das von Achmed Chami, der Zeitungen lesen konnte, aber er war ein sehr aufmerksamer Begleiter und engagierte sich für seine Gäste, dolmetschte in einem Silberladen, wartete geduldig, als es bei einem Besuch in Sana'a spät wurde, schrieb alle Ortsangaben und Kilometerzahlen in einen Block, wenn er eine Strecke noch nicht kannte, denn im Jemen gibt es keine genauen Karten zu kaufen.

Er fuhr schnell und in gewisser Weise herrisch, drängte Langsamere an den Rand, ging aber keine auffälligen Risiken ein. Seine Stärke zeigte sich in schwerem Gelände an unserem dritten Reisetag. Wir fuhren auf Staubstrassen, über Klippen und Geröll vom Hochland in die Küstenebene, bergauf, bergab, durch Flussbetten, durch tiefe Löcher und an Abhängen

entlang, wo jeder Zentimeter zählte, wenn ein anderer Wagen entgegenkam.

Im Hotel von Machwit hatten die Männer am Empfang beteuert, wir würden den Markt in At Tur nach anderthalb Stunden erreichen. Auf der Karte waren es auch nur sechzig Kilometer. Als wir dann zwei Stunden später durchgeschüttelt ein ausgetrocknetes Bachbett erreichten, war At Tur noch mehr als dreissig Kilometer entfernt. Wir trauerten schon um den schönen Markt, aber zäh und geduldig setzte Mohammed unsere Fahrt fort, fragte nach dem Weg, scheiterte hier an einer verschleierte Hirtin, die sich auf seine Anrede hin in die Büsche flüchtete, versuchte dort, durch skeptisches Nachfragen der allgegenwärtigen Gefahr von Auskünften im Orient zu begegnen: nicht die Wahrheit zu erfahren, sondern die gefällige, die höfliche Lüge, die den Frager zufrieden stimmt und schnell wieder entfernt.

So erreichten wir schliesslich den Rand des jemenitischen Hochlandes und blickten hinab in die Tihama, die Ebene hin zum roten Meer, ein Stück Afrika in Arabien, wo die Menschen schwärzlicher sind als in den Bergen und sich Gehöfte aus runden Hütten, mit Hirsehalmen gedeckt, hinter einen Verhau aus trockenen Dornzweigen ducken. Über viele Serpentinaen, mit weissem Staub überpudert, ging es hinab, und obwohl Mohammed gesagt hatte: "Until now not dangerous. Now dangerous road", hatten wir keine Angst.

Ein Markt in der Tihama ist wie eine Kaktusblüte, die sich plötzlich üppig und bunt zwischen Dürre und Stachel auftut. Am Abend ist sie dann in der Sonne verwelkt; wer sie aber sah, zehrt noch lange von diesem Ausbruch von Schönheit und Fruchtbarkeit. Unter bunten Planen, so niedrig, dass die Besucher sie ständig mit ihren Händen aus dem Gesicht streifen müssen wie tiefhängende Büsche, liegen auf roh gezimmerten, mit Flechtwerk bespannten Bänken alle Tauschobjekte einer kargen Welt, Datteln und Hühner, Papayas und Plastiksandalen, Strohhüte, Tonkrüge, Aluminiumtöpfe, kleine, krumme Bananen, Werkzeug, Säcke mit Zucker und Saatgut. Und vor allem strömen Menschen über Menschen, die sich auch an den Fremden freuen, dutzende Male: Where do you come from? Alemania! Alemania sadik!

Sadik ist "Freund" im Arabischen. Wer hier oder anderswo den Menschen im Jemen begegnet, verliert schnell alle Erwartungsängste, als Fremder, als Christ, als Feind wahrgenommen zu werden. Er erkennt sie als Projektionen, als Verzerrung, als den emotional verständlichen, aber wirklichkeitsfremden Versuch, eigene Hass- und Ohnmachtsgefühle nach dem 11. September abzuwehren. Er stellt fest, dass die Menschen in diesem tief gläubigen Land keine Fanatiker sind, sondern hilfsbereit, gastlich, aufgeschlossen, froh und erleichtert, wenn der Fremde ihr Lächeln und ihren Gruss erwidert.

Mohammed, ach Mohammed! Als ich im Krankenhaus von Sa'dah von einem philippinischen Röntgenologen erfuhr, dass auf den Felsen, in die der Landcruiser von der bequemen, glatten Strasse stürzte, deine Wirbelsäule zerschmettert wurde und dein Rückenmark durchtrennt, erwachte ich zum erstenmal aus der Apathie und dem kalten Funktionieren meines seelischen Schocks und war den Tränen nahe. Das war nur zwei Tage nach unserer Fahrt in die Tihama, die du am Abend beim Essen im Hotel Ghamdan von Hajjah (grosse Hallen, ein einziger, für uns gedeckter Tisch) unter unseren Komplimenten zur Kleinigkeit erklärtest: Aufregender sei es, den ganzen Tag in einem Flussbett zu fahren, hüfthohes Wasser zu queren, den Luftfilter mit einer Plastiktüte und einem Schlauch in einen Schnorchel umzubauen.

Von Hajjah fuhren wir nach Sa'dah. In Sa'dah übernachteten wir zweimal. Ausflüge in die Umgebung, zum Kalaschnikow-Markt, zu den Felsbildern, zur Türkenfestung. Dann reisten wir zurück nach Sana'a, in die Hauptstadt, wo wir einen Tag vor der Fahrt durch die Wüste über Marib nach Hadramaut rasten wollten.

Der Unfall

Dieses Handy. Wenn das Handy nicht gewesen wäre! Das Handy war Mohammeds Augapfel. Neben der Neuerung, dass niemand mehr mit der Dschambija (dem Krummdolch, der ein Zeichen des freien Mannes ist) im Gürtel öffentliche Gebäude betreten durfte, war das Handy die grösste Neuerung, als wir im Herbst 2002 wieder in den Jemen kamen. Die bärtigen Männer in der Halle des Flughafens wirkten seltsam beraubt mit der leeren Scheide am gestickten Gürtel. Die kleinen Handytäschchen konnten den Verlust nicht ganz ausgleichen.

Ehe wir Sana'a verlassen hatten, war Mohammed Abdullah noch zu einem grossen Gebäude mit Reklametafeln über das neue Funknetz gefahren. Er hatte einen dicken Packen Rialscheine mitgenommen und sein Handy aufgeladen. Wohin wir auch kamen, er suchte nach dem Netz, in Hajjah fand er auch eines - aber leider gab es in seinem Heimatdorf diese Möglichkeit noch nicht, er konnte seine Frau nicht erreichen, nur die Freunde in der Hauptstadt. Das Handy war eine Art Wechsel auf die Zukunft, zierlich, blau, von einer edlen Marke.

Er hatte es nach dem letzten Wechsel der Polizeieskorte an der Distriktsgrenze zwischen Sa'dah und Amran neben sich auf den Sitz gelegt. Das war kein sicherer Platz, und ich überlegte noch, ob ich ihn darauf hinweisen, es hochnehmen sollte. Aber mir fiel keine bessere Ablage ein, ich konnte es schliesslich nicht in eine meiner Taschen stecken.

Dann ging alles sehr schnell. Mohammed tastete nach dem Handy, erschrak: es war heruntergefallen. Er musste es finden. So neigte er sich, fingerte zwischen den Vordersitzen, genau an der Stelle, wo die nie benutzte Peitsche seines Sicherheitsgurtes lag. Deshalb sah er nicht, dass sich inzwischen die Strasse zu einer leichten Linkskurve gekrümmt hatte. Das rechte Vorderrad des schweren Wagens war gerade dabei, in das unbefestigte Bankett über einer vier Meter tiefen, felsigen Böschung abzurutschen.

Mohammed Abdullah riss das Steuer herum, um wieder mit allen Rädern auf die Teerdecke zu kommen. Aber es war zu spät. Mit einem PKW, vor allem einem mit Vorderradantrieb, wäre das Manöver geglückt. Aber der hochbeinige, über zwanzig Jahre alte Landcruiser kippte um.

Es ist genau diese Szene, in der die Welt unserer kleinen Reisegemeinschaft auf Messers Schneide stand, die ich später Tag für Tag mindestens zwanzig Mal vor mir sah - die Szene des Übergangs von der Normalität in die Katastrophe, vom Leben in den Tod, von der Sicherheit in die Verwirrung. Vor einer Sekunde war noch alles in Ordnung, wir sassen bequem, die Sonne schien, ein schöner Tag kam auf uns zu, es war erst zehn Uhr, eine gemächliche Fahrt an malerischen Wüsten entlang, an Lehm- und Steindörfern vorbei, hinab in die fruchtbare Ebene von Amran und schliesslich nach Sana'a, einer der schönsten Städte der Welt.

Morgen dann Hadramaut, Oasenstädte, Schnorcheln im indischen Ozean, wo man in einer Minute mehr Fische sieht als im Mittelmeer an einem ganzen Tag. Nach dieser Sekunde ist alles anders, es ist nichts mehr so, wie es war. Im Augenblick des Unfalls verwandelt sich die Sänfte, in der du durch die Landschaft gleitest, in ein wildes Tier, das dich mit Zähnen und Klauen packt, erbarmungslos schüttelt, kratzt und beisst. Glas splitterte, Blech knirschte, erstickte Stimmen, die ich nicht verstand, ein dröhnender Aufprall, noch einer, Schläge aus dem Dunkel, die ich nicht parieren konnte, weil sie blitzschnell und unvorhersehbar kamen. Kieselsteine in einer Blechbüchse, die den Hang hinabrollt. Wieder und wieder wurde aus unten oben, es musste doch endlich vorbei sein. Dann ein letztes, ächzendes Geräusch, eine letzte Veränderung von unten und oben. Der alte Toyota stand wieder auf vier Rädern unterhalb der felsigen Böschung auf dem nackten Boden der Wüste.

Wenn sich jemand viele Jahre lang mit psychischen Verletzungen beschäftigt hat, immunisiert

ihn das keineswegs. Aber vielleicht hilft es ihm, das Erlebte zu ordnen, das Flüchtige festzuhalten und sich zurechtzulegen, wie er das Erlebte verstehen kann.

Das seelische Trauma des Autounfalls scheint mir in jenem Kippen zu stecken, das ich wieder und wieder durchlebe. In diesem Kippen verwandelt sich das Fahrzeug. Vielleicht haben wir gar nicht mehr bemerkt, wie es unser Selbstgefühl grandios aufblähte, dass wir so mühelos dahinglitten, geschützt von Regen, Sonne und Wind. Den Kollaps dieser Aufblähung, das Platzen des Ballons, dass das ganz einfach ist und uns zugehört und gut gehen muss, den bemerken wir jedenfalls jetzt, im Augenblick des Unfalls. Und wir sind verstört.

Die Geschwindigkeit wird aus einem Spender narzisstischer Lust und Überlegenheit über die Langsamten, die sich mühselig mit eigener Kraft bewegen müssen, zum Kontrollverlust, zur Auslieferung. Hochmut kommt vor dem Fall. Das wird in uns geprügelt. Was den Körper trifft, wenn sich ein Automobil mit siebzig Stundenkilometern überschlägt, kann kein menschliches Auge, kein menschlicher Arm parieren.

Bei den Schwerverletzten dominiert der Schmerz, wenn sie wieder zu sich kommen. Bei den Leichtverletzten ist es der seelische Schock, eine merkwürdige Einengung und ein nachträglich lächerlich wirkender Versuch, das Ereignis zu leugnen.

Ich versuchte, auszusteigen. Das war nicht leicht. Die Tür klemmte, und die Schmerzen in meinem rechten Arm behinderten mich. Schliesslich kroch ich durch das Fenster. Da stand ich mit blutiger Hose in der Sonne. Ich lebte noch. Aber ich freute mich nicht darüber. Was sollte nur werden. Wie ging es weiter?

Ich dachte daran, meine blaue Reisetasche zu nehmen und den Fahrer wiederzufinden. Da er nicht neben mir sass, glaubte ich, er sei ausgestiegen und bereits zur Rettung der anderen geeilt. Als ich ihn schliesslich unansprechbar, gelähmt, laut klagend auf der Pritsche eines Polizeiwagens entdeckte, konnte ich eine Weile keinen Gedanken mehr fassen.

Ich stand da, probierte an der Beweglichkeit meines (wie sich später zeigte gebrochenen Handgelenks) herum, tastete nach den Wunden durch die gesplitterte Scheibe am Ellenbogen, auf denen allmählich der Schorf trocknete. Ich hatte entsetzlichen Durst, brauchte aber lange Zeit, um den Entschluss zu fassen, nach einer der Plastikflaschen mit Mineralwasser zu suchen, die im Auto lagen. Ich war zu keinem Gefühl fähig, weder erleichtert, dass wir noch lebten, das G. und R. sich auch berappelten, noch betroffen, dass U. anscheinend schwer verletzt war. Wie war sie nur dorthin zwischen die Felsen gekommen? Warum stand sie nicht auf? Ich empfand diese Gefühls- und Entschlusslosigkeit weniger als Versagen, vielleicht eher als Totstellreflex, der Reaktion eines eingeschüchterten Beutetiers vergleichbar, das der Tiger verschmäht hat, nachdem er es schon in seinen Krallen schüttelte. Ich wollte alles ungeschehen machen und den Fahrer, der uns - eine mütterliche Schutzschicht wie das Auto auch - bisher so sicher durch diese sprachfremde, wildschöne Welt gebracht hatte, mit einer Wiederherstellung des verlorenen Kokons zu beauftragen. Jetzt war klar, dass diese Schutzschicht zerbrochen war und nicht mehr gekittet werden konnte, ich wusste nicht weiter.

Dann begann ein anderer Gedanke: ich wollte nach Hause, dorthin, wo ich selbst die Möglichkeiten aufgebaut habe, über mein Leben zu bestimmen. Inzwischen fuhren wir aber in die falsche Richtung, zurück in den Norden, nach Sa'dah. Bei jeder Bodenwelle schrie U. vor Schmerzen. Sie lag quer auf dem Rücksitz, den Kopf auf R.s Schenkel. "Wo sind wir? Was ist passiert?" fragte sie wieder und wieder. Jedesmal erklärte es R. geduldig, sie aber wusste es bald nicht mehr.

Rekonstruktionen

Wir vier haben in den nächsten Tagen ständig diskutiert, was geschehen war. Dass Mohammed in einer Linkskurve zu weit nach rechts gekommen war und durch das überstürzte Korrigieren der Toyota von der Strasse schleuderte, darüber waren wir uns einig. Dass seine Unkonzentriertheit mit dem Handy zu tun hatte, war allein meine Beobachtung. Ich sass auf dem Beifahrersitz, ich hatte mich angeschnallt, das Ausstellfenster geöffnet, die Scheibe geschlossen gelassen.

Hinter mir sass R., hinter Mohammed meine Frau G.; zwischen beiden R.s Frau U. Waren wir über die Querachse gerollt oder hatten wir uns überschlagen? Einfach gerollt konnten wir nicht sein, denn als der Landcruiser stand, zeigte seine Schnauze nach Norden, zurück nach Sa'dah. Mit Pillenpackungen und Brillenetuis rekonstruierten wir Überschläge auf einer schiefen Ebene zwischen zwei Flächen: der Strasse und der Wüste unterhalb der Böschung.

Später ärgerte ich mich, dass ich nicht daran gedacht hatte, die Szene zu fotografieren. Ich war als Zwanzigjähriger viel als Reporter unterwegs, habe auf Medizinkongressen fotografiert und geschrieben, ich hatte im ganzen Jemen die Leica griffbereit und hielt die Augen offen. Und jetzt liess ist sie im Rucksack stecken, stand wie ein Trottel herum, konnte sowieso nichts tun, um U. oder Mohammed zu helfen. "Ich habe daran gedacht, ein Foto zu machen. Aber es schien mir pietätlos", sagte G. später.

Im ersten Aufprall auf die rechte Seite hatte ich wohl den Arm schützend gehoben und war mit dem Ellbogen gegen die Scheibe geschleudert worden. Diese splitterte, daher die Schnittwunden. Der Arm kam dann beim Überschlag auf den Schenkel - die Hose war blutverschmiert. Den Bruch holte ich mir wohl, als ich versuchte, mich vor dem Aufprall aktiv zu schützen; ich trug keinerlei Striemen vom Gurt.

Ich kann mich an keine einzelne Bewegung erinnern. Es war keine Zeit für Überlegungen und Entschlüsse. Die hindsight sagt, es wäre klüger gewesen, sich wie eine stürzende Spinne zu einem Knäuel zusammenzurollen und den Halt dem Gurt zu überlasse. Ich weiss nicht, ob es möglich ist, sich auf solche Ereignisse vorzubereiten. Vielleicht durch eine der asiatischen Kampftechniken, in denen die Kunst des Fallens so lange geübt wird, bis sie zum Instinkt geworden ist. Als sich die Schnauze des Toyota in die Böschung bohrte, flog die Fahrertür auf. Mohammed wurde herausgeschleudert, und vielleicht gleichzeitig mit ihm, nur Augenblicke später, auch U. Sie ist die Zierlichste von uns, die Barriere der Rücksitze war an ihrem Platz weniger wirksam. So prallten der Fahrer und sie ungeschützt, mit kaum gebremstem Reisetempo, auf die felsige Böschung.

Wir anderen überschlugen uns noch zweimal. R. ist ein Hühne. Er konnte sich auf der Rückbank halten, prellte sich den Brustkorb, hatte ein blutunterlaufenes Auge und Nasenbluten. G. wurde in den Kofferraum geschleudert; sie hatte das Gefühl, unter der Last des auf sie stürzenden Gepäcks zu ersticken. Sie wirkte am wenigsten beschädigt - kein Tropfen Blut, ein vom Staub überpudertes Gesicht - klagte aber über Schmerzen im Knie.

Was wäre gewesen, wenn?

Der Historiker nennt diese Frage unzulässig. Sie verleitet zu Spekulation. Sie regt die Phantasie an. Wenn ich mich nicht angeschnallt hätte - ich könnte tot sein, blind, gelähmt.

Wenn die schlichte Gurtpflicht sich auch im Jemen durchgesetzt hätte? In Ägypten ist das, so erzählte uns später Y., seit zwei Jahren Gesetz. Wenn wenigstens ein Reisebüro, das mit dem Summit Club des Alpenvereins zusammenarbeitet und Trekkingtouren organisiert - wenn also

unser Reisebüro diese schlichte Vorsichtsmassnahme getroffen hätte, dann wäre mit hoher Wahrscheinlichkeit Mohammed Abdullah nicht querschnittsgelähmt, wären G. und R und U. mit ein paar blauen Flecken davongekommen.

Wenn ich rechtzeitig Mohammeds Handy geborgen hätte?

Dann wäre gar nichts passiert.

Heilige Schriften auf Medaillons oder Wimpeln, die vom Rückspiegel baumeln, sind im Jemen so beliebt, wie Sicherheitsgurte unbeliebt. Noch nie hatte ich erlebt, dass sich ein Fahrer angurtete. Als ich mit Said fuhr und mich angurten wollte, entdeckte ich, dass der Platz, wo sonst das Gurtschloss liegt, von seiner Kalaschnikow besetzt war.

Ich selbst gurte mich an, seit ich den Führerschein habe, das sind jetzt rund vierzig Jahre. Nie habe ich diese Geste gebraucht, nie hat die Vorsichtsmassnahme mir etwas genützt, sie hätte sicher dreitausendmal gerade so gut unterbleiben können - ausser dieses Mal. Oder, wie R. zu sagen pflegt: Vorsicht heisst, viele überflüssige Dinge zu tun.

Auch die Airbags, Seitenairbags, Hintenairbags, Gurtstraffer, dieses meist das ganze Autoleben sinnlose Zubehör kann ich jetzt nicht mehr belächeln wie früher.

Eine solide Kiste ist der Landcruiser jedenfalls. Das Dach war zerbeult, die Streben gestaucht, aber nicht eingedrückt. Mohammed Abdullahs Türschloss war nicht ganz in Ordnung.

Manchmal klemmte es, er musste die Fahrtür von innen öffnen. Diesmal war es zu schnell aufgegangen. Vor fünf Minuten hatten wir noch mit den Fernfahrern und den Polizisten der Escorte an einem Rastplatz Tee getrunken. Ich hatte mich hinter einem Busch erleichtert und auf dem Rückweg am Rand einer Zisterne, deren grössere Fläche mit vertrockneten Wasserpflanzen bedeckt war, die leere Hülse einer Kalaschnikow-Patrone gefunden und eingesteckt. Später, in Sana'a, warf ich sie in Y.s Papierkorb. Ich wollte sie nicht im Fluggepäck haben.

Mohammed war fröhlich gewesen, als er durchgesetzt hatte, dass wir ohne Eskorte weiterfahren durften. Die Eskorte von Sa'dah hatte uns bis hierher gebracht. Die von Amran kam nicht. Wir warteten. Schliesslich schrieb er mit einem Kugelschreiber etwas auf einen Bogen Papier. Er unterschrieb mit einem Schnörkel.

"We need not police, I am police", ist der letzte Satz, den ich von ihm in Erinnerung habe, als er noch der war, als den wir ihn kennengelernt haben. Denn was jetzt aus ihm werden wird, wissen wir nicht. Im AlSalam-Hospital in Sa'dah hat er nur geschrien und ist schliesslich betäubt eingeschlafen. Als ich ihn zwei Tage später im German Hospital in Sana'a besuchte, war er wieder ansprechbar. Er drückte mir die Hand, erstaunlich kräftig, lächelte ein wenig und sagte, nach seinem unterhalb der Gürtellinie empfindungslosen Körper tastend: "No use, no good." Zwei seiner jüngeren Brüder und ein Cousin sassen neben dem Bett, ihre Gesichter so leer wie ihre Dolchscheiden.

Fahrt nach Sa'dah

Der Jemen ist ein steiniges Land mit vielen Wüsten, wenigen Gärten und noch weniger Feldern. Auf der Fahrt in die Tihama sah ich unter einem terrassierten Acker, der das Getreide in Zehnerreihen trug, noch einige Mini-Terrassen, einem Felsen abgewonnen, topfgross, liebevoll mit zwei Hirsehalmen bepflanzt.

Es gibt viele Wege hier, auf denen man stundenlang kaum ein Lebewesen sieht. Wir aber waren von einer der wenigen geteerten Strassen in die Wüste gefallen und unser Sturz wurde rasch bemerkt. Während ich noch grübelte, wie es weitergehen sollte, hatte oben auf der

Strasse ein Polizeiwagen gehalten. Schnell bildete sich eine Schlange aus zwei Militär- und einigen Zivilfahrzeugen. Grüngelbgefleckte Tarnuniformen, betroffene Gesichter. Ein Polizeipickup mit Mohammed Abdullah auf der Pritsche fuhr schon los. Der Befehlshabende, sehr dunkel, schnurrbärtig, ernst und höflich, winkte uns zu sich. Er sprach ein paar Brocken Englisch.

Auf der Gegenfahrbahn stand ein grosses Auto, nicht unähnlich dem Verunfallten. Ein Landcruiser, vielleicht dreissig Jahre alt, mit einem Kasten wie ein Kühlschranks auf dem Dach, aus dem Lautsprecher nach vier Seiten ragten. Am Steuer sass ein würdiger alter Mann mit Turban und weissem Bart. Er war allein unterwegs, er hatte Platz, er sollte uns in die Klinik in Sa'dah bringen, eine gute Stunde Fahrt zurück in den Norden. Unser Gepäck? Keine Sorge, zwei Soldaten würden das Wrack bewachen. Nein, wir wollten das Gepäck lieber mitnehmen. Kein Problem - rasch wurde es herbeigeschafft, auch Mohammeds schwarze Reisetasche. Dann trugen vier Männer auf einer Decke U. zu dem Toyota und betteten sie, die bei jeder Bewegung schrie, auf die Rückbank. R. quetschte sich zu ihr und hob ihren Kopf auf seinen Oberschenkel; G. und ich setzten uns nach vorne zu dem Fahrer. Seit dem Unfall war kaum mehr als eine Viertelstunde vergangen. Auf dem Flug hatte ich in der Bordzeitschrift von Yemenia - der landeseigenen Fluglinie - von einem Chirurgen aus Mainz gelesen, der seit vielen Jahren den Jemen medizinisch unterstützt, durch Landminen verletzte Kinder operiert und jetzt von Präsident Ali Abdullah Saleh mit einem Orden ausgezeichnet worden war. Er hatte in einem Interview gesagt, dass der Aufbau eines Netzes von Ambulanzen mehr Leben retten könnte als der Bau neuer Krankenhäuser. So wusste ich, dass es im Jemen keinen Rettungsdienst gibt.

Was funktioniert, sind persönliche Hilfsbereitschaft und Improvisation. In dem vollbesetzten Polizeiwagen war kein Platz für eine Schwer- und drei Leichtverletzte. So wurde der Fahrer eines Zivilwagens gewonnen, der ein Werkzeug des Wahlkampfes von der Hauptstadt nach Sa'dah überführen sollte. Und wie der Mann aussah und wohin er reiste, das sprach alles dafür, dass er zur islamistischen Partei des Nordens gehörte. Sa'dah ist eine Hochburg der Zaiditen, die - den Wahabiten in Saudi-Arabien vergleichbar - einen strengen, dem Westen ablehnend gegenüberstehenden Islam vertreten. Sie stellen im Jemen die erzkonservative Opposition zu einem konservativen Präsidenten.

Wenn ich dem Vorurteil anhänge, dass der Islam irgend etwas mit Terror zu tun hat und die Rhetorik von Osama Bin Laden etwas mit einem frommen Muslim, wäre ich gar nicht in den Jemen gereist. Frömmigkeit ist im Jemen so selbstverständlich, wie sie es in Bayern im 18. Jahrhundert war, als auch dort noch 80 Prozent der Menschen auf dem Land lebten. Und unter den Pflichten des frommen Muslim ist die Hilfsbereitschaft viel wichtiger als der beschriebene Dschihad. Sie ist eine der fünf Säulen des Islam, neben dem Glaubensbekenntnis, dem Gebet, dem Fasten und der Wallfahrt nach Mekka.

In den nächsten Tagen zu erleben, wie der blutende und humpelnde Fremde mit liebevoller Rücksicht behandelt wird, wie man nach Kräften für ihn sorgt und die sonst lästige, bei der herrschenden Armut verständliche Erwartung eines Bakschisch völlig verschwindet, das steigerte den schon auf dem Markt in der Tihama gewonnenen Eindruck. Während uns vor der Abreise in Deutschland alle möglichen Menschen vor den gefährlichen Jemeniten gewarnt hatten, die an nichts anderes denken als unschuldige Touristen als Geiseln für finstere Zwecke zu missbrauchen, kann ich mich nicht erinnern, nach einem Unfall jemals einem solchen Mass von uneigennütziger Hilfsbereitschaft begegnet zu sein.

Kaum sassen wir in seinem Wagen, war der alte Mann auch schon unser Beschützer. Er gab

uns sauberes Trinkwasser. Sobald er bemerkt hatte, dass U.s Schmerzen sich bei jeder Erschütterung ins Unerträgliche steigerten, fuhr er langsam und brachte uns vorsichtig über Bodenschwellen und durch Kurven. Als das Polizeiauto, das uns vorangeeilt war, zurückkam und auf ein höheres Tempo drängte, schrie er energisch durch das Fenster hinüber, bis sie ihn verstanden hatten und Ruhe gaben. Als am Schlagbaum vor Sa'dah die Miliz uns stoppen wollte, kämpfte er dafür, dass es zügig weiterging und setzte sich durch.

AlSalam-Hospital

Sa'dah duckt sich heute nicht mehr, wie es in älteren Reisebeschreibungen steht, hinter einen intakten Wall aus Lehm. Zwar ist es immer noch möglich, auf der Stadtmauer wie auf einem mehrere Meter breiten Damm um das alte Sa'dah herumzuwandern. Das dauert nicht mehr als eine knappe Stunde. Aber diese Mauer trennt nicht mehr die Stadt von der Wüste, sondern die alte Stadt von der neuen, von Hochhäusern aus erdbebenfestem Beton, Sportplätzen, Tankstellen und Handelsniederlassungen.

Die alten Häuser mit ihren weichen Formen, den hochgezogenen Ecken und den asymmetrisch angelegten Fenstern erinnern an den europäischen Jugendstil. Man kann sich kaum sattsehen an ihnen und bedauert, dass heute soviel Müll soviel widerstandsfähiger ist als früher. Scherben und Dosen im Staub, Plastiktüten wie Blasentang in den Dornbüschen.

Das Krankenhaus AlSalam liegt in der Neustadt, in Richtung der alten Türkenfestung, neben der zwei halb verscharrte und verrostete Panzer mit Konservendosen als Regenschutz vor den Kanonenmündungen die osmanische Burg um ein Stück kriegerischer Moderne ergänzen. Es sind um grüne Höfe angelegte, weitläufige, einstöckige Gebäude hinter roten Gittern, vor denen sich Männer, Frauen und Kinder schon in den frühen Morgenstunden drängen, über ihnen ein grosses Plakat, auf dem ein Würdenträger aus Saudi-Arabien dem Präsidenten Ali Abdullah Saleh die Hand reicht.

Vor uns öffneten sich die Tore, die Bewaffneten traten zurück, das Auto hielt vor der Notaufnahme, einem Raum mit vier durch grüne Vorhänge abgetrennten Pritschen, auf die wir uns legen sollten oder gelegt wurden. Zu jedem gesellte sich eine Schwester, welche Personalien aufnahm - zu mir eine porzellanschöne Asiatin, die fließend Englisch sprach und mir, nachdem ich ihr meinen Namen gesagt hatte, den Arzt ankündigte. Auch dieser kam sofort, erkundigte sich nach den Symptomen, verordnete eine Tetanuspritze (anstandslos zurückgenommen, als ich beteuerte, ich sei geimpft) und Jod für die Schürfwunden; dann sollte die Schwester mich zum Röntgen bringen.

Die Klinik ist materiell karg, aber personell reich versorgt - motivierte, intelligente, aufmerksame Personen aus vielen Nationen; ich habe neben einigen offensichtlich asiatischen Schwestern und Pflegern länger mit einem ägyptischen Chirurgen gesprochen, der bereits sechs Jahre hier arbeitete, und einen philippinischen Röntgenologen kennengelernt, der mein ramponiertes Handgelenk schöner fotografierte als die Spezialisten in dem grossstädtischen Krankenhaus, die ich eine Woche später zur Nachkontrolle und zum Wechsel des Verbandes aufsuchte.

Ich blieb längere Zeit im Röntgenraum, denn nach mir wurde U. hereingeschoben. Sie musste an vielen Stellen durchleuchtet werden; so blieb ich bei ihr, half den Assistenten, versteckte mich neben einer schlanken Asiatin, welche hinter einer Mauer die Impulsstärke einstellte, vor dem Fallout der Strahlenquelle und stand U. bei, so gut ich konnte. Ich war heilfroh, sie lebend hier zu sehen, und wollte abwarten, was der Röntgenarzt sagte. Während der Wartezeit bat er mich in einen Nebenraum. Meine Bilder waren fertig. Er zeigte mir die feine Bruchlinie des

dickeren Armknochens etwas unterhalb der Wölbung, mit der er in das Handgelenk übergeht. "It is a fracture, but not dislocated", sagte er. "It is o.k. You get a little plaster, and no problem." Also ein kleiner Gipsverband für einen gutartigen Bruch, der nicht eingerichtet, nur versteift werden musste. Der anfangs noch ganz taugliche Arm tat inzwischen richtig weh, ich war aber meist zu abgelenkt, um dem viel Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hatte Glück gehabt. Aber die schlechte Nachricht kam gleich nachher, als ich nach Mohammed Abdullah fragte. Er sei in sehr schlechtem Zustand, zwar nicht lebensbedrohlich, aber sehr schlecht. Er habe einen Wirbel gebrochen, es sei ein dislozierter Bruch, das Rückenmark sei durchtrennt, er werde gelähmt bleiben. Er müsse in einer Spezialklinik operiert werden, palliativ, gegen seine Schmerzen. Über U. wisse er noch nicht Bescheid, es seien noch nicht alle Aufnahmen fertig, aber sie habe keine Lähmung und keinen Schädelbruch, das könne er schon jetzt sagen. Sonst wohl viele Frakturen.

Der Sicherheitschef

Wer im Jemen reist, wird oft kontrolliert. Es ist lästig, immer wieder an Schlagbäumen zu halten und zu sehen, wie reifenschlitzende Stahlrechen und schwere Maschinengewehre bereitstehen, um Widerspenstige zu disziplinieren, von den sozusagen endemischen Kalaschnikowträgern in gelb-blau, braun-ocker und anderen Tarnfarben ganz abgesehen.

Ein Bemühen der Verantwortlichen, sich in der Richtung einer Zivilgesellschaft zu entwickeln, ist nicht zu übersehen. Wo 2000 noch Pickups mit schwerem MG nach langer Wartezeit eskortierten, hängte sich 2002 an den Risikostrecken ein unauffälliger Polizeiwagen an den Landcruiser. Die Wartezeiten waren kurz, die Milizionäre höflich und freundlich wie immer.

Wer im Jemen reist, bewegt sich in mehreren Schutzschichten. Die erste ist der einheimische, sprachkundige Fahrer. Die zweite der robuste Geländewagen mit Werkzeug und Wasservorrat. Die dritte, meist unsichtbare, ist die Kontrolle durch den Staatssicherheitsdienst.

Das Wort hat in unserer Sprache keinen guten Klang. Aber das hängt damit zusammen, dass in der DDR die Stasi vor allem eingesetzt wurde, Fremdes abzuweisen, die eigenen Bürger zu disziplinieren und sie zu hindern, das Land zu verlassen. Im Jemen hingegen will die Staatssicherheit (bei deren Gründung im sozialistischen Süden die Stasi der DDR geholfen haben soll) die Fremden schützen und den keimenden Tourismus fördern. Sie mag andere, weniger konstruktive Aspekte haben, von denen der Fremde nichts bemerkt. Meine Beobachtungen belegen, dass dieser Schutz funktioniert und mit dem Kauf des Visums nicht teuer bezahlt ist.

Man reist sozusagen in einer unsichtbaren Blase, die sich jeweils von Polizeiposten zu Polizeiposten spannt. Vielleicht gibt es irgendwo etwas wie ein Karte oder gar einen Bildschirm, auf dem die Bewegungen der Reisenden mit Fähnchen oder als pulsierendes Signal festgehalten werden. In Fällen wie dem unsrigen, die sehr selten sind - soweit ich weiss, hatte noch nie ein Fahrer von Cameleers einen derartigen Unfall - alarmiert dieses Signal die örtlichen Sicherheitsstrukturen.

Diese verständigen dann das Reisebüro. So kam es, dass wir bald den Überblick über unsere Beschützer verloren. Zuerst erschienen drei Männer aus dem Hotel, in dem wir übernachtet hatten. Sie erboten sich, uns wieder dorthin zu bringen, wenn wir verarztet seien. Das Reisebüro habe sie benachrichtigt, für uns zu sorgen. Dann kam ein Sicherheitsbeamter, der sogar deutsch sprach; er hatte mehrere Jahre in Berlin verbracht. Durst? Hunger? Was wir wollten, er würde versuchen, es zu beschaffen.

Der Mann, mit dem Mohammed am Vortag Kath genommen hatte, tauchte auf. Er sprach ein paar Worte Englisch und erbot sich, uns zu helfen. Bewegung am Eingang zum emergency room (in diesem Krankenhaus waren die Schrifftafeln zweisprachig). Jetzt kam, umgeben von Adjutanten, der Oberkommandierende persönlich, ein kompakter, energisch blickender Mann von vierzig, die Pistole im Gürtel, drei Sterne auf grossen Schulterklappen. Plötzlich waren auch der Direktor des Krankenhauses, ein grosser, schlanker, Mann und der Chefarzt um uns. Der Security Chief befragte mich nach dem Unfall. Der Deutschsprachige dolmetschte. Was ist geschehen? Ich hatte mich auf die zurückhaltendste Schilderung festgelegt, um Mohammed keine Schwierigkeiten zu machen, übergang also den möglichen Fahrfehler - von der Strasse abgekommen, überschlagen, herausgeschleudert, ich dank Sicherheitsgurt nur leicht verletzt. Der Fahrer also nicht angeschnallt gewesen? Das wisse ich nicht. Dann hielt der Sicherheitschef eine kurze, energische Rede, die Satz für Satz übersetzt wurde. Wir seien seine Freunde. Wir seien Teil seiner Familie. Er würde alles tun, damit wir uns in Sa'dah wohl und sicher fühlten. Ob wir mit dem Krankenhaus zufrieden seien? Es dürfe uns an nichts fehlen. Er werde Männer beauftragen, für uns zu sorgen. Er drückte mir die Hand und ging. Mit ihm verschwand die Politik aus dem Notfallraum; die medizinische Routine kehrte zurück. Hinter einem Vorhang kaum verdeckt schrie und stöhnte ein dicker Patriarch, unbeeindruckt von dem geflüsterten Zuspruch zweier tief verschleierter Frauen. Unter dem Bett Urinpfüten. Neben ihm lag Mohammed Abdullah, den Kopf dick verbunden, die Infusion im Arm, er schien niemanden zu erkennen und klagte wie ein verwundetes Tier. Daneben U., mit einer Infusion versorgt, an ein Gerät angeschlossen, das die Herzfunktion kontrollierte: sie hatte gerade an einen drohenden Kreislaufkollaps überstanden. G. und R. waren bei ihr, als der Sicherheitschef kam. Ich sass auf einem Hocker und wartete, den heftig schmerzenden Arm auf dem Knie, daß endlich der Gipsverband gemacht würde.

Der Hubschrauber

In den fünfziger Jahren begannen die reichen Saudis, ihr Land vorsichtig zu modernisieren. Sie liessen Krankenhäuser im europäischen Stil bauen und engagierten medizinisches Personal in Europa, mit Vorliebe deutsche Ärzte und Schwestern. Unter den Schwestern, die an die Küste des roten Meeres reisten und auf der ersten Postkarte nach Hause meldeten, es sei nicht rot, sondern blau, war eine junge Schlesierin, das Kind Heimatvertriebener, die im Sauerland in einer selbstgebauten Blockhütte eine neue, provisorische Bleibe gefunden hatte. Der erzwungene Verlust scheint später den freiwilligen Abschied zu erleichtern. Wer einmal vertrieben wurde, verwurzelt sich nur noch provisorisch; er ist seelisch offener für Migrationen und Reisen aller Art. Schwester Herta verliebte sich in ihren Arabischlehrer. Vielleicht lag es an einem untergründigen Verstehen füreinander, einer Schicksalsgemeinschaft, die zumindest zu Beginn der Beziehung die kulturellen Gegensätze aufhob. Denn dieser Mann war Palästinenser, seine Eltern hatten im ersten Krieg der Araber gegen die Zionisten ihre Heimat verloren. Y., eine Freundin von Freunden, ist die älteste Tochter dieser Ehe. Sie spricht fließend arabisch, hat in Deutschland ein Soziologiestudium absolviert und arbeitete mit grossem Erfolg in einem deutschen Entwicklungsprojekt, als wir sie auf unserer letzten Reise trafen. Diesmal nahmen wir schon während der Reisevorbereitungen Kontakt auf. Wir wollten uns wieder treffen, mehr miteinander sprechen und hatten uns erboten, im Jemen nicht verfügbare Ware

mitzubringen. So schickte Y. eine Mail:

- 3 grosse Tueten Haribo Gummibaerchen
- suessen Muenchner Senf in der Tube (1 grosse oder 2 kleine Tuben)
- eine gewoehnliche Salami (aber keine Kochsalami)
- ein Stueck Parmesan-Kaese (etwa 300 gr).

Als wir uns nach einem Abend mit wundervollem libanesischen Essen und tausend Geschichten über das Land verabschiedeten, gab uns Y. einen Zettel mit ihren Telefonnummern, Handy und Büro. Wenn irgendetwas sei, sollten wir uns unbedingt melden.

Es war klar, dass das kein leeres Versprechen war und Y. eine Frau, die im Jemen etwas bewegen konnte. Aber wozu? Die Reise war organisiert, das Büro zuverlässig. So steckte G. den Zettel ein, überzeugt, wir würden ihn nicht brauchen.

In der Klinik hatte G. dann den Chefarzt gebeten, Y. von unserem Unfall zu unterrichten. Und Y. machte sich an die Arbeit. Sie alarmierte die Botschaft, telefonierte mit ihren Freunden im jemenitischen Sicherheitsapparat, holte eine erste Zusage, dass ein Militärhubschrauber die Schwerverletzten nach Sana'a bringen würde, wo es einen Neurochirurgen für Mohammed und einen Rücktransport nach Deutschland für U. und uns geben würde. Um zehn Uhr morgens war unser Wagen über die Böschung geschleudert. Jetzt, um ein Uhr, waren die drei Leichtverletzten fürs erste verarztet. G. trug eine elastische Binde um das lädierte Knie; das Röntgenbild hatte keinen Bruch gezeigt. R. hatte geprellte Rippen, aber keinen Rippenbruch. Der Gips um meinen Unterarm trocknete; der Schmerz schien sich allmählich zu beruhigen. U. aber und Mohammed waren zu schwer verletzt für die Möglichkeiten von AlSalam. Um drei Uhr sollte ein Hubschrauber landen und uns alle nach Sana'a bringen; vielleicht könnten wir vier dann noch in der Nacht zurück nach Deutschland fliegen. Es stak eine verrückte Eile in diesem Projekt. Und genau das entsprach unseren Wünschen. Wir wollten nach Hause, aus Vernunft, denn U. gehörte in eine Spezialklinik, aber auch aus dem Schock heraus. Angesichts der Schwerverletzten hatte das schöne Land jeden Reiz verloren. Wenn sie nicht gut versorgt waren - wer konnte dann noch etwas von den sonst ausgekosteten Reizen geniessen, die wir bisher gesucht und so oft auch gefunden hatten?

Ich bilde mir manchmal ein, die Professionalität von Helfern entspreche der Vorsicht ihrer Versprechungen. Wer wenig verspricht und alles, ja sogar ein wenig mehr hält, kann eine weit verlässlichere Basis bauen als der Wohlmeinende, der dem Leidenden nach seinen Sehnsüchten redet und ihn alsbald enttäuscht und verbittert. So gesehen, war die Ankündigung des Hubschrauber-Engels wenig durchdacht, denn als er um drei Uhr nicht kam und uns um sieben Uhr versprochen wurde und dann auch nicht kam, verdüsterte sich unser Blick in die Zukunft.

Es fiel uns schwer zu glauben, dass er zu dem versprochenen Termin am nächsten Tag kommen würde. Wir Leichtblessierten hatten endlose Stunden auf einer der mit grünen Tüchern abtrennbaren Pritschen beim Eingang zur Notaufnahme der Beduinenklinik gewartet. Umgeben von markzerreissendem Kindergeschrei waren wir unruhig an U's Bett im emergency room, zum Telefon und auf die Toilette gegangen.

Vergeblich redete ich mir zu, mehr zu beobachten, mich mit den Menschen hier zu beschäftigen, der Situation etwas wie Interesse abzugewinnen. Es ging nicht; wieder sah ich vor mir, wie der Wagen aus der hoffnungsvollen in eine hoffnungslose Schräge geriet und es dunkel wurde im Splittern von Glas und Knirschen von gequältem Blech.

Ein Beauftragter des Hotels brachte uns Wasser in den charakteristischen blauen Plastik-Halbliterflaschen und eine Tüte kleine Bananen; mehr wollten wir nicht essen. Ein Mann rief aus

der Deutschen Botschaft an und erkundigte sich nach der Krankenrückholversicherung; der Hubschrauber sei zugesagt. Dann wieder Y. in heller Wut auf die Bürokratie; es sei immer noch nichts entschieden. Schliesslich: der Hubschrauber sei bereitgestellt, aber defekt; er werde bis morgen früh repariert. Damit war für heute die Sache entschieden. Der Chefarzt versprach, U. in einer Suite - sein Wort - unterzubringen; wir sollten uns im Rhaban-Hotel ausruhen, morgen früh um sieben Uhr würde der Hubschrauber kommen.

Die ganze Zeit hatte ein schmaler junger Mann, dunkle Hose, weisses Hemd mit uns ausgeharrt, einer der drei, die im Auftrag des Reiseunternehmens gekommen waren und gleich nach unserem Eintreffen eine Bleibe im Hotel angeboten hatten. Wir hingen zu sehr aneinander, an den Schwerverletzten und an der Hoffnung auf den Hubschrauber, um dieses durchaus vernünftige Angebot anzunehmen, denn weder für U. noch für Mohammed konnten wir mehr tun als hilflos an ihren Betten zu stehen und überflüssige Fragen zu stellen ("wie gehts?"). Im Hotel, in unseren Zimmern gegenüber dem Frühstücksraum, wurde uns erst bewusst, wie zerschlagen wir waren. In dem Trubel der Notaufnahme, der den ganzen Tag um uns brandete, in der Sorge um die Schwerverletzten waren unsere eigenen Blutergüsse und Zerrungen untergegangen. Am schlimmsten war R. mit seinen Rippenprellungen dran: Als er sich aufs Bett legen wollte, wurde er vor Schmerzen fast ohnmächtig und konnte sich kaum wieder aufrichten. Wir halfen einander, so gut wir konnten, schluckten Schmerzmittel und ein wenig Valium aus der Reiseapotheke, verbrachten ein unruhige Nacht. Im Morgengrauen sollten wir zurück zur Klinik und das Warten auf den Hubschrauber fortsetzen. Würde er kommen? Würde er Platz bieten für uns alle und das Gepäck?

Es wäre klug gewesen, das Valium grosszügiger zu dosieren und auf die Rettungsmaschinerie zu vertrauen, die Y., Botschaft und Reiseunternehmen in Gang gesetzt hatten. Die Sorgen und Bedenken, mit denen wir uns wach hielten, waren alle vergeudete Energie: Szenarien von einem zum Gefängnis geschrumpften Hotelzimmer, abgeschnitten unter Menschen fremder Sprache, denen wir lästig waren, von einem Transport im Jeep, stets in Sorge, ob ihn U. überstehen würde, von einer Trennung unserer kleinen Gruppe, weil nur die Schwerverletzten in den Hubschrauber passten. Inshallah, Kismet, Karma - das Schicksal annehmen, wie es kommt. Ich weiss nicht, ob die östlichen Völker das wirklich besser können; dass sie viele Begriffe für diese Tugend haben, heisst schliesslich auch, dass sie vielleicht nicht viel weniger benannt und gefordert werden muss als die Geduld mit Fatum, Parze und Moira.

Als wir aufstanden, war das Frühstück schon bereit: Heisses Wasser, Teebeutel, eine Dose Kondensmilch, Fladenbrot, Joghurt, Schmelzkäse, Marmelade. Der Arm schmerzte, weil ich versucht hatte, zu duschen, er vertrug keine Bewegung zuviel. Ich ass, wie auch Verbannte essen. In der Halle sassen einige Männer von Cameleers; einen davon kannte ich bereits. Sie waren gekommen, um das defekte Auto zu holen und wollten uns jetzt zum Krankenhaus bringen.

Dort fuhren wir im Morgengrauen an langen Schlangen von verschleierten Frauen und Männern vorbei, die ihre rotgemusterten Tücher gegen die Morgenkühle um Kopf und Gesicht geschlagen hatten. Wieder öffneten sich die Gittertore. Wir suchten U. Die suite erwies sich als ein winziges Zimmer ganz am Ende der Männerstation im Nordflügel mit einem leeren Sofa und U. in einem Bett, grau im Gesicht, aber ansprechbar und transportfähig. Es war ein sonniger Morgen, der 8. Oktober 2002, noch angenehm kühl. Der lange Flur öffnete sich auf einen baumbestandenen Hof; dort stand eine aus Latten gezimmerte Bank; hier sollten wir warten. U.s Kreislauf sei jetzt stabil, erklärte der Chefarzt, der Transport mit dem Helikopter unbedenklich. Ehe aber über den Flug nach Frankfurt entschieden werde, müsse sie in Sana'a

noch einmal untersucht werden; dort erwarte uns eine Ambulanz, die sie ins German Hospital bringe. Wir erwarteten, dass der Hubschrauber in der Nähe auf freiem Feld landen würde und deuteten ein lautes Motorengeräusch als seine Ankunft. Als aber nichts geschah und niemand sich rührte, ging ich in Richtung des Lärms durch den Krankenhausgarten, bis mich ein Zaun stoppte, hinter dem ein Dieselmotor lärmte. Es war das Stromaggregat der Klinik. Schliesslich kam der Direktor des AISalam und bat uns zur Notaufnahme. Hier stand ein Ambulanzwagen, in dem die beiden Schwerverletzten zum Hubschrauberlandeplatz im örtlichen Militärstützpunkt gebracht werden sollten. Wie immer erleichterte mich die Bewegung. Es geschah etwas; an den Hubschrauber wollte ich erst glauben, wenn ich ihn sah. Das Ambulanzfahrzeug war ein langgestreckter, hochbeiniger Chevrolet mit einer nackten Ladefläche, auf die nebeneinander die beiden Liegen gestellt wurden. Der Fahrer - die fast schwarze Haut verwies auf seine Abstammung aus der Tihama - überraschte uns durch ein ausgezeichnetes Englisch; er entschuldigte sich für sein Land, das uns, statt die versprochene Erholung, soviel Schmerz zugefügt hätte. Sein Wagen war weich gefedert und schwebte über die Bodenwellen zu einem bewachten Tor mit Fahnen und Bildern des Präsidenten. Der tarnfarbige Hubschrauber stand mit hängenden Schwingen auf dicken Gummirädern mitten in einer betonierten Fläche oberhalb des Hauptgebäudes, neben ihm Soldaten. Zwei Piloten trugen Lederjacken statt der dünnen Tarnuniform. Als er sah, wie ich die Maschine musterte, sprach mich einer in Englisch an: Woher ich komme? Aus Deutschland. Und woher wohl der Hubschrauber? Ich hatte kyrillische Schrift gesehen. Aus Russland. Ja, aus Russland. Baujahr 1961. Ist er o.k.? Er ist sehr o.k., kein Problem. Die Krankentragen wurden in den Frachtraum gehoben. Unter uns, vor einer Reihe von vier grossen grünen Zelten, sah ich etwas, das wie ein geometrisches Muster in gelb und braun, ein rechteckiges Labyrinth anmutete. Erst als es sich in Fäden marschierender Männer auflöste, erkannte ich mindestens zwei Hundertschaften Rekruten beim Morgenappell. Wieder trat ein Kommandierender zu uns, grössere Sterne auf den Achselklappen, älter, energischer und wohlgenährter als die übrigen Soldaten, die Pistole im Gürtel. Er begrüßte uns mit einem Nicken. In Filmen schwirren Rettungs- oder Polizeihubschrauber in die Luft wie Libellen. Wir hatten es eher mit einem Käfer zu tun, der sich mit Luft vollpumpt und seine Flügel immer wieder erproben muss, ehe er endlich mit zäher Mühe abheben kann. Mit einem Brummen und Dröhnen setzte sich der Rotor in Bewegung, der Lärm schwoll und fand immer höhere, sausende, kreischende Töne, die Blätter des grossen Propellers waren jetzt so schnell, dass man sie nicht mehr sehen konnte, und doch bewegte sich noch gar nichts. Treibstoff hatten wir jedenfalls genug an Bord; ein Zusatztank, aus dem ein mit Plastikstreifen umwickelter Schlauch in die Wand führte, nahm einen Teil des Innenraums in Beschlag. Ich schätzte die Transportkapazität auf vielleicht vierzig Mann, die auf den klappbaren Pritschen an beiden Seitenwänden sitzen konnten. Das Geheul liess sich nicht mehr steigern; ich vermisste ein Paar der Ohrenschützer, welche die Piloten trugen. Aus dem Bullauge sah ich, wie um uns ein Sandsturm tobte und weit entfernte Wachposten ihr Gesicht mit Tüchern schützten. Mitten in Lärm und Staub brütete der Hubschrauber wie festgemauert. Endlich ging ein leises Zittern durch die Aluminiumhaut, ein bedächtiger Ruck, eine schwerfällige Wende - da waren wir schon über der Stadt, liessen die Vororte hinter uns, strebten in die Höhe.

German Hospital, Sana'a

Durch das Bullauge erschien die Landschaft in einem gelben Nebel; gegenüber, wo ein Fenster offenstand, sah ich das Grün der Oasen und das Schwarz der Felsen unverschleiert. Mohammed Abdullah wurde von zwei Verwandten begleitet, die den Stöhnenden streichelten und ihn mit Fingerhutmengen Wasser tränkten, die sie aus einer der blauen Flaschen in deren Plastikverschluss gossen. Wir gewannen an Höhe, es wurde kalt. U. lag auf einer Decke vor mir; ich zog und legte den Stoff so, dass sie möglichst gut geschützt war. G. kramte meinen Pullover aus dem Koffer.

Zu anderen Zeiten hätte ein solcher Flug nicht lange genug dauern können. Jetzt dauerte er mir zu lang, ich hielt Ausschau nach Landmarken, Hinweisen auf Sana'a.

Hatten wir den Ort schon überflogen, wo unsere Reise zerbrochen war wie ein Stück Glas? Es war zu Beginn des Gebirgszugs gewesen, der Sa'dah von Amran trennt und in dessen westlichem Teil die berühmte Brücke von Shaharah und die Fluchtburg der Imame liegt.

Zwischen Sa'dah und Sana'a greift die grosse arabische Wüste in den Jemen und trennt die Lehmbauten des Nordens von den Dörfern aus behauenen Steinen um Sana'a. In der Hauptstadt vereinen sich dann beide Techniken. Was für ein Land! Zwischen dem Himmel und dem Staub bauen sie Wälle, Dämme, Talsperren, Zisternen, seit Jahrtausenden, um den spärlichen Regen zu fangen, ihn zu halten, ihn fruchtbar zu machen. Diese Dämme zeichnen Muster in die Gebirge, wo immer zwei Hänge etwas wie einen Schoß für bewässerte Terrassenfelder bilden. Staubwege, grosse Häuser wie Burgen, mit nichts als der Tür im Erdgeschoss, die nach oben immer durchlässiger und offener werden.

Zu oft habe ich inzwischen beobachtet, wie sich der ästhetische Zauber und die menschliche Grausamkeit der traditionellen Bauernkulturen auflösen - vom Niederbayern meiner Kindheitstage bis zur Insel Elba und zur Toscana meiner Studenten- und Aussteigerzeit. Man kann das Alte schön finden, ohne es zu idealisieren, das Neue tadeln, ohne es zu verteufeln; beide haben sie ihre hellen und dunklen Seiten. So wird es auch im Jemen sein, wo die traditionelle Landwirtschaft noch so mächtig ist, wie bei uns im 19. Jahrhundert.

In Taiz hatte ich Menschen mit gelähmten Beinen gesehen, die auf kurzen Krücken, Knie und Gesäss mit Plastiktüten geschützt, durch den Suk rutschten. In Sa'dah grinste mich ein Mann an, der einen anderen führte, dessen Hände mit einer geschmiedeten Eisenfessel verbunden waren, so abgeschliffen, dass sie in der Sonne glänzte. Er sagte "Sura, sura", das Wort, mit dem Kinder betteln, sie zu fotografieren und ihnen dafür eine Münze zu schenken. Die Zeit, in der Geistesranke und Krüppel Schauobjekte sind, Monster wie einst im Narrenturm der Stadt Wien, ist hier noch lebendig. Wenn ein Armer ein Kind mit einer Phokomelie hat oder einem Wasserkopf, lässt er es sich von einem Bettler abmieten als Mitleidsheischer.

"Ich dachte, das ist alles gar nicht wirklich, ich träume das nur; ich habe mich nur gewundert, dass man in einem Traum so viele Schmerzen haben kann." So U. beim ersten Telefonat aus der Unfallklinik in Frankfurt, einen Tag nach der operativen Stabilisierung des gebrochenen Beckens, neun Tage nach dem Unfall. Jetzt flog der Hubschrauber über Kathterrassen und bewässerte Gärten; die Strassen waren breiter, unter die Gehöfte mischten sich Wohnhäuser mit Innenhöfen und frisch gekalkte Kuppeln von Moschee-Neubauten. Das Rollfeld, ein Hangar; hier standen auch andere Hubschrauber. Bei einem waren zwei Männer damit beschäftigt, am Ansatz des Rotors zu schrauben. Wir setzten auf und rollten zu einer Parkposition. Das infernalische Geheul verwandelte sich in ein Brummen, der Schatten des Rotors wurde sichtbar. Stille. Durch das Bullauge erkannte ich zwei Kleinbusse.

Die Ambulanz trug die Aufschrift "German Hospital Sana'a"; U. wurde hineingehoben, ein deutscher Arzt beaufsichtigte die Prozedur. Er war Neurochirurg, kam aus einem Ort in

Oberbayern, hatte als Oberarzt Probleme mit seinem Chef und arbeitete hier auf Probe, um das Terrain für eine feste Anstellung zu sondieren. Eine Weile small talk mit einer Reisebekanntschaft, Scheinnormalität. Die technischen Möglichkeiten hier - suboptimal. Mit Familie wäre das Ganze Unsinn; ohne Familie - warum nicht? Er sei begeisterter Paraglider, hätte Lust gehabt, auch hier - aber es fehle dann doch an der Infrastruktur. Und was in der Freizeit tun? Arabisch lernen? Das auf jeden Fall. Kath kauen? Das auf keinen Fall, ein Kollege, der es probiert habe, habe statt eines Rausches drei Tage Durchfall eingefangen.

Am nächsten Tag stellte sich heraus, dass Mohammed von ihm operiert werden würde. Während die anderen Ärzte von schweren Kontusionen sprachen und die Zukunft offen liessen, sagte Dr. S.: "Ich habe genug solche Röntgenbilder gesehen. Es ist ein Querschnitt. Da ist nichts zu machen. Wir können den Wirbel stabilisieren, aber das Mark ist durchtrennt."

Im German Hospital wartete Y. Zwei Gefühlswelten prallten aufeinander: Wir waren froh, erleichtert, überzeugt, das Schlimmste hinter uns zu haben. Y. war erschüttert, besorgt, den Tränen nahe, uns derart zerschlagen vorzufinden. Sie hatte den gestrigen Nachmittag mit Telefonaten verbracht, in denen sie ihre immensen Überzeugungskräfte ins Spiel brachte; sie wartete seit einer Stunde hier und sie würde uns nicht mehr aus den Augen lassen, bis wir sicher im Flugzeug nach Deutschland sassen.

Das German Hospital liegt in der Neustadt von Sana'a, die ursprünglich von den türkischen Besatzern gegründet wurde. Die Altstadt und der Suk sind vielleicht eine Viertelstunde Fahrt entfernt; der Weg führt an einem Prachtboulevard für die Paraden der Armee und an der riesigen Residenz des Präsidenten vorbei. Wenn solche Paraden sind, besetzen Scharfschützen das Dach von Y.s gemietetem Haus.

Zu diesem Haus gibt es eine Geschichte: Hier wohnte früher standesgemäss auf über dreihundert Quadratmetern ein Bankangestellter mit seiner Familie. Als er sich scheiden liess, blieb der verlassenen Frau das Haus; sie zog mit ihren Kindern in den Keller und vermietete die drei Obergeschosse für rund vierhundertfünfzig Euro an Y. Im Erdgeschoss liegen eine Küchenhalle und die Büroräume von Y. Oben grosszügige Räume, viele Fenster, Oberlichter aus Gipsfachwerk mit bunten Gläsern, eine Dachterrasse, gekachelte Bäder mit Porzellan Ideal-Standard. -

An die Treppe zum ersten Stock haben wir uns nie gewöhnt. Sie hat eine Eigentümlichkeit, der wir schon öfter - auch in Hotels - begegnet waren. Treppen im Jemen werden anscheinend nicht geplant, sondern gebastelt. Die Höhe der Stufen variiert. Wer mit europäischen Stiegen aufgewachsen ist, verliert den Takt und stolpert. Es war jetzt Dienstagmittag. Seit dem Unfall war nicht mehr vergangen als ein Tag. U. und Mohammed sollten noch einmal gründlich untersucht werden; im Keller des German Hospital steht ein Kernspingerät. Y.s Haushälterin, eine Afrikanerin aus Eritrea, kochte für die Leichtverletzten ein Mittagessen. Wir sollten duschen, ruhen, uns erholen und wiederkommen. "Von meiner Wohnung braucht ihr zu Fuss nur fünf Minuten in das German Hospital", sagte Y. "Einfach an der indonesischen Botschaft vorbei, die Strasse hoch, am Supermarkt rechts abbiegen, schon steht ihr in der Halle!"

Das AlSalam stand am Rand der Wüste, von Beduinen umlagert. Das German Hospital lag zwischen Hochhäusern im Botschaftsviertel, der Visitenkarte des modernen Sana'a. Am Eingang ein Wachmann, der Europäer passieren liess und den ein oder anderen Einheimischen nach Waffen abtastete oder bat, seinen Dolch draussen zu lassen. Apotheke und Zahlstelle an prominenter Stelle. Im AlSalam war die Behandlung kostenlos für alle, auch für die Fremden, mit dem kleinen Nachteil, dass keines der Röntgenbilder, die mit soviel Können gemacht worden waren, uns zu den Nachbehandlungen begleiten durfte. Im German Hospital war sie

teuer für den Yemen, billig nach unseren Standards. Im AISalam wie im German Hospital waren Ärzte und Schwestern zuvorkommend, aufmerksam, sprachkundig und kompetent. Es kostete eine Stunde und allen Einsatz von Y., aus dem Krankenhaus von Sana'a eine Rechnung mitzunehmen, die von einer deutschen Krankenversicherung gelesen werden konnte. Das AISalam entfaltete sich in die Breite; alle Gebäude waren ebenerdig. Im German Hospital musste man Treppen steigen oder lange auf einen der beiden Aufzüge warten. Im AISalam waren die Schwestern europäisch gekleidet - weisse Kittel, straffe Frisuren. Im German Hospital trugen sie weisse Schleier mit einem schmalen Augenschlitz.

Heimreise

Die Geschichte gerät in ruhiges Wasser; es ist Zeit, fürs erste lose Fäden festzuknüpfen und das Ganze zu Ende zu bringen. Die jemenitische Fluglinie erhielt das Attest, daß U. transportfähig sei. Sie forderte dreimal fünfhundert Dollar für die drei mit der Liege besetzten Sitze im Airbus nach Frankfurt und 280 Euro im Voraus für den Krankentransport mit einem Spezialfahrzeug von dort in die Flughafenklinik. Wir waren wieder zurück in der Zivilisation. Y. erzählte noch, weshalb sich der Hubschrauber verspätet hatte: Er durfte nur mit dem Einverständnis des Generalstabschefs fliegen. Dieser hielt seinen Mittagsschlaf, und niemand wagte ihn zu wecken. Als er endlich ansprechbar war und zustimmte, war es so spät geworden, dass ein Teil des Fluges in die Dunkelheit fiel. Die Piloten stellten fest, dass ihre Nachtsichtgeräte defekt waren. Das Risiko war zu gross, der Flug wurde verschoben. Abdul Karim, ein schlanker Mann mit hellgrünen Augen und etwas vorstehenden Zähnen, begrüßte uns am Flughafen. Er ist der stellvertretende Leiter des Reisebüros und hatte versucht, für uns Plätze in der Nähe der Liege zu organisieren, mit der U. transportiert wurde. Angeblich mit Erfolg, aber am Schalter wusste dann wieder niemand davon, und Y. musste mit wütendem Charme dem Angestellten von Yemenia klarmachen, was er zu tun hatte. Während sie in ihrem klangvollen Arabisch verhandelte und gelegentlich ein deutsches "Schlappschwanz" oder "Arschloch" einfließen liess, setzte sich Abdul Karim zu uns. "Ich war dort. Wir haben den Wagen geholt, haben ihn auf einen LKW geladen. Es war mein Wagen. Ich hatte ihn für diese Fahrt an Mohammed Abdullah ausgeliehen. Ich liebte diesen Wagen. Er ist jetzt total kaputt. Ich fahre ihn, seit ich den Führerschein habe." Er fingerte das abgegriffene Papier aus seiner Brieftasche. Die Fotografie zeigte einen Jüngling mit Seitenscheitel. "Das Geld, das Mohammed Abdullah bei sich hatte, ist weg. In dem Auto fanden wir nichts mehr, unsere Spezialwerkzeuge, Wagenheber, alles fort. Seine Pistole ist noch da, in seiner Reisetasche, aber der schießende Kugelschreiber, den er in Sa'dah für mich gekauft hatte, ist auch weg." "Aber die Polizei sagte, sie würden zwei Männer zur Bewachung dalassen." Abdul Karim lächelte. "Du meinst, die Polizisten selbst?" Er lächelte noch mehr. "Kann sein, kann nicht sein, wer weiss. Das Auto sieht aus, als ob alle tot sein müssten, die da drinnen sassen. Es ist unglaublich." "Was wird mit Mohammed Abdullah?" "Macht euch keine Sorgen. Wir kümmern uns um ihn." Der schießende Kugelschreiber weckte eine Erinnerung an Mohammed Abdullah: Unsere

Rundfahrt zu den Sehenswürdigkeiten um Sadah, den Felszeichnungen, himarytischen Inschriften, Höhlenwohnungen und der Türkenfestung.

Wir waren auf dem Weg in die Wüste an den Rand einer Hochzeitsfeier geraten. Schüsse knallten und ich beruhigte mich in der Teilhabe an der Ruhe unserer Führer. Es waren drei: Mohammed Abdullah hatte einen Mann angeheuert, der bei unserer Ankunft in einem Antiquitätenladen neben dem Hotel sass. Dessen Ortskenntnisse reichten nicht weit; schliesslich fanden wir am Weg einen Beduinen, der auf die Stossstange stieg und uns begleitete. Und da alle drei unter den peitschenden Explosionen keine Miene verzogen, erklärten auch wir sie zu etwas Normalem, wie Knallfrösche in der Silvesternacht oder Kapselpistolen im Fasching. In den Felsen, neben, manchmal direkt auf den eingeritzten Inschriften, selbst in den Höhlen hatten Einschlüge Splittermuster in das schwärzlich verwitternde Gestein gezeichnet.

Auf dieser Fahrt kamen wir schliesslich auch zum Kalaschnikow-Markt im Norden von Sa'dah, wo man angeblich gegen Bares auch einen kompletten Panzer kaufen kann. Heute war kein Markttag; wir fuhren an vielen verriegelten Eisenbuden und niedrigen Gebäuden vorbei. Im Zentrum des Marktes hatte dann doch eine der Buden geöffnet, drinnen sah ich Maschinenpistolen an der Wand hängen. Mohammed stieg aus und sprach mit dem Besitzer dieser Kostbarkeiten, hielt eine verchromte Pistole neben seine brünierte, lud sie durch, gab sie zurück und nickte beim Anblick eines Stahlstiftes von der Grösse eines Füllhalters. Der Verkäufer schraubte an dem Ding, steckte etwas hinein, hielt es in die Luft. Nichts geschah. Er prüfte nochmal alles nach, hob es wieder, ein Schuss knallte. Ein Päckchen Rialscheine gegen eine kleine Schachtel. Im Auto konnten wir Mohammeds Kauf (er war für Abdul Karim bestimmt) genauer untersuchen. Ein dickwandiges Stahlröhrchen mit einem Clip, um es unauffällig neben einem Kugelschreiber zu tragen. An der Seite ein kleiner Knopf, der in einem eingefrästen Schlitz lief. Mit seiner Hilfe wurde eine Feder gespannt; der Schlagbolzen konnte durch Umliegen in eine Einkerbung am Ende arretiert und durch Schieben in der Gegenrichtung ausgelöst werden. Geladen wurde der schießende Bleistift mit Pistolenmunition, die man einlegen konnte, wenn man ihn unten aufschraubte. Er kostete 3000 Rial, ungefähr 18 Euro. Er kam nie in Abdul Karims Hände. Es widerstrebt mir, die unschöne Szene des Diebstahls an unserem schwerverletzten Fahrer zu berichten. Weder der Polizei noch dem Personal im AISalam will ich eine solche Tat zutrauen.

Veröffentlicht im "Jemen-Report", 2003